

Berliner Tageblatt

und Handels-Zeitung.

Ein unentgeltlich eingehendes Exemplar über-
nimmt die Redaktion keine Verantwortung.

Chef-Redaktion: Kreuzstr. 10 in Berlin.
Druck und Verlag von Rudolf Wolff in Berlin.

Die Erbschaftsteuer auf dem Marische.

In dieser Woche waren drei Jahre verflossen, seit die Reichserbschaftsteuer von der schwarzblauen Mehrheit im Reichstag, wenn auch nur mit wenigen Stimmen, zu Fall gebracht wurde. Damals schien die Erbschaftsteuer für das Reich, wenn nicht unnötig, so doch für einen langen Zeitraum abzugeben zu sein. Aber wenige Jahre haben genügt, sie wieder aufleben zu lassen. Zwar ist es den schwarzblauen Parteien noch einmal gelungen, auch im neuen Reichstag mit Hilfe der dienstwilligen bismarckianischen Regierung die Erbschaftsteuer hinauszuschieben und den Etat für 1912 durch künstliche Mittelstellen im Gleichgewicht zu bringen. Und eben nur sich alle Welt darüber klar, daß es ohne weitere Einnahmequellen, bei denen es sich nach Lage der Dinge nur um eine direkte Erbschaftsteuer handeln konnte, nicht länger geht. Einmal hat der Reichstag am 21. Mai nicht bloß die Erbschaftsteuer, sondern auch im neuen Reichstag mit Hilfe der dienstwilligen bismarckianischen Regierung die Erbschaftsteuer hinauszuschieben und den Etat für 1912 durch künstliche Mittelstellen im Gleichgewicht zu bringen. Und eben nur sich alle Welt darüber klar, daß es ohne weitere Einnahmequellen, bei denen es sich nach Lage der Dinge nur um eine direkte Erbschaftsteuer handeln konnte, nicht länger geht. Einmal hat der Reichstag am 21. Mai nicht bloß die Erbschaftsteuer, sondern auch im neuen Reichstag mit Hilfe der dienstwilligen bismarckianischen Regierung die Erbschaftsteuer hinauszuschieben und den Etat für 1912 durch künstliche Mittelstellen im Gleichgewicht zu bringen.

Nicht bloß die einzelnen Bundesstaaten haben sich mit dem Gedanken vertraut gemacht, daß die Reichserbschaftsteuer nicht länger aufgeschoben werden könne, sondern auch die Kantone in der Schweiz und das Zentrum im Reichstag, die sich in das Unvermeidliche zu fügen. Sie sehen eben ein, daß die Wähler in Sachen der Erbschaftsteuer nicht mit sich spielen lassen. Von einer grundsätzlichen Ablehnung der Erbschaftsteuer, die vor drei Jahren als „Witwen- und Waisensteuer“ verächtlich gemacht wurde, ist heute auch in der reformierten Presse nichts zu hören. Um so beharrlicher wird von dieser Seite versucht, die Erbschaftsteuer, die man schwerlich verhindern kann, wenigstens so unschmerzhaft als irgend möglich zu gestalten. Das ist ja auch bei der Befreiung der Brauereierwerbsteuern nur allzu gut gelungen. Bei der Erbschaftsteuer wird offenbar nach einem ähnlichen Rezept gearbeitet.

Vor allen Dingen reizt die schwarzblaue Presse immer wieder auf die Behauptung herum, daß durch die Erbschaftsteuer nur das unbewegliche, nicht aber das bewegliche Kapital erlastet werde. Als ob man nicht den gleichen Einwand auch gegen die direkte Besteuerung des Einkommens geltend machen könnte. Und doch wird gerade umgekehrt in Breiten das mobile Kapital viel stärker bei den Einkommensbesitzern angefaßt, als der ländliche Grundbesitz. Außerdem ist der Erbschaftsteuereinkommen vom 14. Juni 1909 auf den ländlichen Grundbesitz die weitestgehende Milderung gekommen und eine ganze Reihe von Steuern zur richtigen Erfüllung des mobilen Kapitals geschaffen. Vielleicht ergibt sich trotzdem die Notwendigkeit, weitere Maßnahmen zur Durchführung der Erbschaftsteuer dem mobilen wie dem immobilien Kapital gegenüber zu treffen. Nur wenn man sich verbittern müßte, daß diese Maßnahmen in Schranken ausarten. Sollten sich bei der Handhabung des Erbschaftsteuergesetzes

Mängel herausstellen, so ist es immer noch Zeit, sie auf Grund der gemachten Erfahrungen allmählich zu beseitigen. An der preussischen Einkommensteuer ist ja auch wiederholt herumforrigert worden, und gerade jetzt ist der preussische Landtag mit einer Revision der Einkommensteuer beschäftigt. Den Drogen der Erbschaftsteuer ist ja auch wiederholt herumforrigert worden, und gerade jetzt ist der preussische Landtag mit einer Revision der Einkommensteuer beschäftigt. Den Drogen der Erbschaftsteuer ist ja auch wiederholt herumforrigert worden, und gerade jetzt ist der preussische Landtag mit einer Revision der Einkommensteuer beschäftigt.

Ein Schritt weiter geht die „Kreuzzeitung“. Sie stellt die fähige Forderung, daß die Erbschaftsteuer der Bundesstaaten „zur Durchführung“ wird. Angehlich soll damit die Möglichkeit gemeint werden, daß sich Einkommens-, Vermögens- und Erbschaftsteuer gegenseitig kontrollieren. In Wirklichkeit handelt es sich darum, dem Reich auch die Erbschaftsteuer von 1906 noch zu entziehen. Den Agrariern könnte es allerdings passen, daß die Bundesstaaten die Hand an die Erbschaftsteuer legen und daß der Landtag die maßgebende Steuerentscheidungsbehörde würde. Dann wären die Großgrundbesitzer in jeder Weise frei heraus. Gleichzeitigkeit würde das Reich wieder in völlige finanzielle Abhängigkeit von den Einzelstaaten gelangen. Es würde zu ihrem lästigen Kostträger. Denn es dauerte natürlich nicht lange, bis die Einzelstaaten die Wahrnehmung machten, daß sie die Erbschaftsteuer selbst recht gut zu bezahlen könnten. Gehen sie es doch immer verstanden, sich ihren Verpflichtungen gegenüber dem Reich zu entziehen. Erst vor drei Jahren wurden die rückständigen Matrularbeiträge großmütig vom Reich „abgebüßelt“. Und wie heftig haben sich die Bundesstaaten auch nur gegen die Luete von 80 Millionen auf den Kopf der Bevölkerung, die sie jetzt in Form von Matrularbeiträgen zahlen, gefürchtet. Eine „Jurisprudenz“ der Erbschaftsteuer an die Einzelstaaten hätte im Sinne des Herrn v. Odenburg die Wirkung, daß das „Bortennomine der Befugnisse“ der Verfügung des aus allgemeinen Wahlen hervorgehenden Reichstages entzogen und den Einzelstaaten überwiehen würde. Für das Reich aber wäre die notwendige Wirkung, daß die Schwärze der indirekten Steuern abermals angegriffen werden müßte.

Leidet ein solches Vorhaben nicht ernstlich zu reden. Er zeigt nur, daß auch den reaktionären Parteien die Reichserbschaftsteuer in a b o n d a n t e erscheint. Die Parteien der Linken haben ihr Verstehen erklährt, nicht weil sie sich nach neuen Steuern sehnten, sondern weil sie kein besseres Mittel zur Sammlung der Reichseinkünfte sehen als die Erbschaftsteuer; sie müßten sie darauf achten, daß das an sich gesunde Prinzip der Reichserbschaftsteuer nicht durch reaktionäre Korrekturen entstellt wird.

Der politische Generalstreik in Belgien.

(Telegramm unseres Korrespondenten.)

Brüssel, 28. Juni.

Die wichtigsten sozialdemokratischen Gewerkschaften und Parteienverbände haben in diesen Tagen Versammlungen abgehalten, um zur Frage des Generalstreiks Stellung zu nehmen. Insofern wurde eine Tagesordnung für den Generalstreik angenommen. Am Sonntag, dem 30. Juni, werden die sozialdemokratischen Delegierten 1500 Delegierte sind von den Verbänden nach Brüssel gelandt worden. Sie haben Auftrag erhalten, auszusprechen des Generalstreiks über zu sprechen und zu stimmen. Es darf auf dieser Zahl aber nicht gefolgert werden, daß die Streit-

bewegung sofort beginnen wird, im Gegenteil, die Parteilichung ist sich darüber klar, daß noch einige Monate vorübergehen müssen, bevor die Bewegung der Siphung eintreten und die Arbeiterbewegung gefolgt werden, daß vor allem ausreichende Geldmittel gesammelt werden müssen. Man rechnet allgemein damit, daß der Generalstreik im Monat November verwirklicht werden kann.

Carmizenen im Konvent von Baltimore.

Die sensationellste Rede Bryans. — Eine Resolution gegen die Geldmagnaten angenommen. — Der Sieg der radikalen Richtung. — Clark und Wilson in Front. (Rabel-Telegramm unseres Korrespondenten.)

New-York, 28. Juni.

Die Nachführung des demokratischen Nationalkonvents in Baltimore, die um 8 Uhr abends begann, nahm einen höchst sensationellen Verlauf. Die Konventionsreden der Siphung eintreten und die Arbeiterbewegung gefolgt werden, daß vor allem ausreichende Geldmittel gesammelt werden müssen. Man rechnet allgemein damit, daß der Generalstreik im Monat November verwirklicht werden kann.

Bomben.

Von [Redaktion verboten.] Paul Bloch.

In der Berliner Monatshefte ist gestern eine Bombe zur Explosion gebracht worden. Denn es auch nur die Karikatur einer Bombe gewesen zu sein scheint, die wenig Schaden anrichten konnte, so hat sie doch den gewöhnlichen Bombenerfolg erzielt: die Hausbewohner und die Straßenpassanten wurden erschreckt und werden nun eine Zeitlang jeden verdächtigen Gegenstand, den sie in einer dunklen Ecke erkennen, für ein drohendes Sprenggefäß halten. Denn ist mangekommen, aber immernoch sind derartige, folgenschwer „bürgerliche“ Bomben der weiten nicht so schlimm wie die Bomben, die als revolutionäres Kampfmittel angenommen werden.

Bei uns ist es noch nicht so weit, und wir wollen hoffen, daß es auch niemals so weit kommen wird. In Portugal aber, wo seit 1910 mit allen revolutionären Erfindungen herumexperimentiert wird, und zwar nicht immer ganz glücklich, scheint das Bombenwerfen in Mode zu kommen. In der vorigen Woche wurden auf dem Rio (bei Rio de Janeiro) ungefähr das gleiche in Menge gefeiert und rüsteten bereit genug an, und in der Revolutionen des Jahres 1910 verlegte sein Tag, an dem nicht in Aktion von Aktivistinnen und Dazulisten aus mit dieser bedenklichen Erfindung gearbeitet wurde — allerdings, wie der Wahrheit gemäß gesagt werden muß, noch heftiger und grausamer in den Worten der Sensationsblätter, als in den hügeligen Straßen der Stadt am Zejo.

Ich erinnere mich noch genau der Ueberzeugung, die einige Journalisten empfanden, als sie im Abendstunden eines Februarsabends zum Strafgefängnis kamen, um die Verurteilten anzusehen, die nach dem neuesten Strafgesetz jetzt Bomben angefertigt haben sollten: gedrehte Säulen gefüllte Leiber von Menschen und Weizen, die Angst der Bewohner in den angrenzenden Straßen waren anscheinlich befriedigen. Von allen diesen Gräueln war zwei Stunden nach dem Ereignis nicht mehr zu sehen. Das Pferd eines Soldaten war allerdings getötet worden, und eine verteilte und geschätzte Stelle im Strafgefängnis zeigte den Ort, wo die Bombe eingeschlagen war, aber die Säulen und die Säulen fanden unversehrt, und auf den Schultern von den Tieren, in den Winkeln der

Strassen sahen Frauen und Kinder und lachten. Die Schreden des Bürgerkrieges hatten diese Bomben nicht offenbart; die wurden uns erst vor die Augen geführt, als wir zwei Tage später an einem heißen Sonntag in der Leidenhalle der Medizin-Schule die Körper der Unglücklichen sahen, die beim Stampf um die Notwendigkeit der Langfristigen haben, und zwischen den niedrigen, an der Wand entlang gehenden Stragen Männer und Frauen, die bunte Tücher gegen die heißen Drägen, um den entsetzlichen Geruch abzuhalten und sich schauend über die Toten beugten, um zu sehen, ob Bruder oder Gatte unter den Opfern liegt.

Der Anblick war schrecklich, aber nicht so niederschmetternd für menschliches Empfinden, wie das Bild eines „gedungenen“ Bombenattentats. Diese Männer waren in Kampfen geflossen, sie hatten ihr Leben aufs Spiel gesetzt und sich gegen den Tod gewehrt. Die Bombe aber, die ein Verleumdeter oder ein Nichtswürdiger wirft, um einen Verhassten zu treffen, vernichtet gewöhnlich in stumpfsinniger Grausamkeit mit dem Schuldigen zugleich unschuldige, ahnungslose Menschen. Und dennoch liebt die Bombe, auch wenn sie noch nicht verurteilt ist, weit mehr ein tödliches Schreckbild als eine Waffe im Kampf — und sei es selbst der Kampf gegen die Gesellschaft. Die Revolutionäre, die mit Gokollmaschinen oder mit Bomben arbeiten, haben bisher ihren Idealen noch keinen großen Dienst geleistet. Sie haben eigene Maßstäbe vernichtet und mit ihren zehnfachen Unterdrückung getrieben, sie haben bürgerlichen Zeiß zerstört und sich dadurch als Gesellschaften feinde geschaffen. Sie haben sie den Großen weit weniger Schrecken eingebracht, als den Kleinen Angst und Abscheu, und aus ihrer Propaganda der Tat ist allmählich eine Propaganda gegen die Tat geworden. Die Franzosen, die sich darauf verließen, Revolutionen zu machen, und bei denen ein Jahrzehnt hindurch das Bombenwerfen beinahe als ein Sport der weltanschaulich-betrieblen wurde, haben die Sinnlosigkeit dieses widerlichen Spektakels allmählich eingesehen; ihre Anarhisten ziehen jetzt den Bomben den Browning vor, der in jedem Falle an sich einen Verdrehen „Sportmäßiger“ wirft, als die Bombe, die sich jeder vermeintliche Präparat aus einer alten Revolverkugel oder einer Revolverkugel präpariert kann. Beweis: das „Attentat“ in der Monatshefte.

Das Bomben-Schrecknis hat aber, wie die meisten anderen Dinge, auch seine heiteren Effekte.

Dreimal in meinem Leben habe ich Gelegenheit gehabt, ein solches Attentat in der Nähe zu sehen, und da diese Gelegenheiten alle drei durchaus nichts Romantisches haben, kann ich sie erzählen, ohne als Zerstörer zu erscheinen. Das erste Mal war es in einer kleinen Zerstörung in Amsterdam während des Eisenbahnstreiks. Ein Freund hatte mich unter guter Bürgerschaft zu der Beratung einiger Anarchisten mitgenommen, die, wenn auch genug, in einem Abschnitzlokal abgehalten wurde. Es handelte sich darum, dem Streik, der vor dem Erfolg einzuliegen drohte, einen neuen Auftrieb zu geben, und mancher Mittel zu diesem Zweck wurde erproben. Ich bin durch ein Verpfändchen gebunden, über die Einzelheiten nicht zu sagen und halte an dieser Verpflichtung fest, obwohl nun schon Jahre vergangen sind und der Hauptredner nicht mehr lebt. Nur soviel kann ich versichern, daß alle Vorkämpfe der weiten nicht so staatsgefährlich waren, wie man vermuten konnte. Wohllich aber zog der zweite Geist, der außer mir zugegen war, ein Ruffe, eine laute Kapfel von Hautgröße aus der Tasche und legte sie auf den Tisch, zwischen eine rote Skale mit Wisflut und die braune Tafel.

„C'est ça,“ sagte er einladend und lägte, als er die verblühten Gesichter bemerkte, beruhigend, aber mit einem milden Grinsen hinzu: „Elle n'est pas chargée.“

Ich will ganz ehrlich gestehen, daß die Nachbarschaft trotz dieses Zoffes etwas lächelnd auf mich wirkte, erst eine innerliche Moralpredigt — „Gott, daß du ein Deutscher bist!“ — bradte mich zu dem vernünftigen Entschluß, fallsblätzig meinen Zee auszurufen. Im übrigen waren auch die braven Gokollener viel zu ruhig und anständig, als daß sie auf derartige Experimente eingegangen wären. Das schwarze Ding verschwand wieder in der Tasche seines Besitzers, und ich wurde auch der Besizer verschonungen.

Die zweite Bombe war etwas bedenklicher, obgleich sie eigentlich keine Bombe mehr genannt werden konnte, als ich ihre Bekanntheit machte. In einem Polizeibureau oben in Belgien lagen ihre Splitter und Bekleidete — eine Menge verrohter Nägel, verrottene Zeugnisse, Glascherben — auf dem Amtstisch, und daneben stand ein Polizist, der sich die Hände fleißig verdammt hatte, als er die Reste des Bombenwerks nach der Explosion aufhob. Die Explosions war unter einer Eisenbahnstrecke zwischen den Bahnhöfen von St. Raguez und Belgien erfolgt, und Menschen waren zum Glück nicht verletzigt worden, mit Ausnahme des Polizisten, der für sein mutiges Zugreifen wahrscheinlich eine Detonation erwartete. Er lag etwas enttäuscht auf, als er statt dieser